



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literaturblatt : Lyrische Poesie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

durchaus nicht dulden darf, und daß dies „von der geringen Achtung zeige, welche man im Auslande noch immer vor der Wiener Großmacht hege,“ da man „einen österreichischen Unterthan, abgesehen davon, daß er ein Agent der Regierung sei, trotz seiner guten Legitimationsdocumente, auf Befehl eines verschollenen Agitators ausweist;“ aber die Bewohner von Kleinasien kennen die österreichische Großmacht nicht einmal vom Hörensagen und sehen hingegen die dampfenden Delphinen des Lord Firebrand täglich an ihren Küsten vorbeischwimmen, und diese sind doch etwas mehr als die „Legitimationsdocumente eines österreichischen Agenten.“

Von unsern Localverhältnissen kann ich Ihnen nichts Erhebliches melden. Die politischen Verbrecher werden verurtheilt, die Verurtheilten werden zu Festungsarrest begnadigt, die Begnadigten werden amnestirt, die Amnestirten werden vorgeladen und ausgeschafft, die Ausgeschafften werden unter besondere Ueberwachung der Polizei gestellt, bis man wieder ein Verbrechen entdeckt und vom Anfang beginnen kann. Verordnungen und neue Steuerarten regnet es auf uns in Strömen herab. So wurde jüngstens verordnet, die Buchhändler sollen die Zeitungsblätter nicht in die Auslagen vorlegen, weil die Leute sich dort versammeln, um diese Blätter zu lesen, und dadurch — glauben Sie vielleicht, zu viel demokratische Principien einsaugen? O nein! dafür hat unser Generalcommando schon gesorgt, sondern — das Trottoir verstellt wird. Es gibt doch nichts Höflicheres über einen österreichischen Soldaten! Ferner wurde die Anfertigung von Braceletten, Nadeln u. s. w. aus ungarischen Münzen bei strengster Strafe untersagt; und ein gewisser Abasi meldet seinen Freunden im Magyar Hirlap, sie mögen ihre Sendungen einstellen, da die Sammlung von Volksliedern, welche er herauszugeben beabsichtigte, durch die Polizei im Manuscript confiscirt wurde.

Graf Cziráky hat das Präsidium der Finanzverwaltung ausgeschlagen; Szögyéni wird die Statthalterstelle ausgeschlagen, und sollte bei Ihnen Jemand glauben, was die Wiener Blätter in jüngster Zeit ausposaunen, daß nämlich Deak gesonnen sei, ein hohes Amt bei der Regierung anzunehmen, so sagen Sie ihm, daß der Kaiser von Oestreich zwar viele Kronen hat, und sich vielleicht entschließen könnte, eine derselben für einen guten Dienst hinzugeben, aber Deak kann unmöglich die einzige, die er besitzt, muthwillig in den Koth werfen wollen. △

L i t e r a t u r b l a t t.

Lyrische Poesie.

Gedichte von Julius Sturm. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von B. Carneri. 2te Aufl. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von Julius Schrader. 1849. Berlin, Trautwein.

Monatsmärchen, Bilder und politische Gedichte von Gustav v. Meyern. 1850, Leipzig, Brockhaus.

Gedichte von Lebrecht Dreyes, herausgegeben von Jos. v. Eichendorff. 1849. Berlin, M. Duncker.

Der Schuster zu Ispahan. Neupersische Erzählung in Versen von Fr. von Heyden. Leipzig, Brandstätter.

Sauschaz englischer Poesie von Dr. D. L. B. Wolff. 2te Auflage. 1848. Leipzig, Vereins-Verlagsbuchhandlung.

Die conservative Partei hat gesiegt! Schon sammeln sich die weißgekleideten Jungfrauen, mit Rosen und Myrthen im Haar, um ihr Banner zu weihen! Das wilde Schlachtlied der Demokraten ist verstummt, die Dichter singen den Unterschied zwischen wahrer und falscher Freiheit. „Das Reich der Freiheit“, lehrt uns Herr Sturm:

— ist kein Reich der Sünden!)

Es muß der Geist das trotz'ge Fleisch befehlen
Und ihm als Sieger auf den Nacken treten,
Wenn er der Freiheit heilig Reich will gründen.

Freiheit des Fleisches ist ein sündig Grollen
Mit Allem, was die Lüste hält gefangen,
Ist frevelhaftes, trotziges Gottverneinen. U. s. w.

Und um diese allgemeinen Gedanken näher zu erörtern, widerlegt er einen, der behauptet, der Mensch solle sich selbst regieren, durch ein Argumentum ad hominem:

„So will ich mich nicht zieren,
Und will die neue Freiheit gleich probiren!“
Und rückte scharf ihm auf den Leib heran,
Und schnauzte grimmig: „Kerl mir aus dem Wege!
Sogleich zur Thür hinaus, sonst regnet's Schläge!“
Und scheinbar wüthend packt' ich ihn am Schopf:
Da rief nach dem Gensd'arm der Welsterneuer u. s. w.

Herr Sturm ist übrigens entschieden religiös, hat in einem ziemlich langen Gedicht die verschiedenen Empfindungen auseinandergesetzt, welche eine Predigt bei den Guten und bei den Bösen erregt, und neigt sich zur kleindeutschen Partei, wenigstens hat er ein Sonett auf Welcker's Antrag gemacht, welches mit allgemeinem Jubel schließt:

Nur zwei sah ich verdrießlich ab sich wenden:
Der Eine seufzte: „O mein Bundestag!“
Der Andre aber brummte: „Reaction!“

Gleichfalls kleindeutsch und conservativ gesinnt ist Hr. v. Meyern; er feiert den Untergang des übermüthigen „Märzriesen“, besingt Kaiser Rothbarts Erwachen, Kaiser Rothbarts Schlachtruf, das Kaiserschiff, vergleicht Klein-Deutschland mit Klein-Roland, und ist nur darüber betrübt, daß derjenige, dem Roland's Schwert übertragen wird, so lange zaudert. — Beide Dichter sind übrigens im Allgemeinen entschieden deutsch, und das ist auch der dritte, Herr Carneri, obgleich er zu einer entgegengesetzten Partei gehört: er ist leidenschaftlicher Oestreicher und Großdeutscher, was sich schon in seiner Sprache ausdrückt:

Hinweg mit dem Wortprunk, man schmücke damit
Zweideutige kernlose Thaten;
Die Mannesthat ist selber ein Lied, (— damit — Lied!)
Bedarf keiner fremden Zierrathen.
Hoch lebe Radegki! U. s. w.

Wobei man nur fragen muß, warum er noch ein Lied auf den greisen Helden macht, da dieser doch keines Liedes bedarf.

Er beugte Mailand am sechsten August —
Dir, Deutschland, galt diese Feier;
Die Männer der That drück' an deine Brust,
Wahre Söldlinge sind deine Schreier. U. s. w. —
Kein deutsches Herz in dem Busen pocht,
Der die Nachricht gefühllos empfangen. U. s. w.
Das Lebhoch, welches dies Lied ihm bringt,
Verscheuche die letzte Wolke;
Es hat kein Mandat, doch die Brust, die es singt,
Ist dennoch die Brust vom Volke:
Alle Bürger Oestreichs sind frei und gleich,
Hoch lebe Radegki und Oesterreich! —

Mir fällt bei diesem Refrain eine Anekdote ein, die ich mich nicht enthalten kann, zu erzählen, obgleich sie eigentlich nicht hergehört. — Der Director eines österreichischen Provinzialtheaters wollte den Wilhelm Tell aufführen und versicherte der Polizeibehörde, die gegen ein so revolutionäres und anti-österreichisches Stück ihre ernstesten Bedenken hatte, er habe es so eingerichtet, daß das Vaterland sich nicht beklagen könnte. Die Behörde wohnte also der Probe bei, und glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, als die sämtlichen politischen Kezereien Schillers, eine nach der andern von den Brettern herab auf sie einstürmten; schon wollte sie den hochverrätherischen Director beim Kragen fassen, als dieser sie mit verschmitztem Lächeln aufforderte, nur das Ende abzuwarten. Und das Ende kam: als das Volk in den Jubelruf ausbrechen soll: Hoch lebe Tell, der Schütz und der Erretter! brüllte das gesammte Personal: Es lebe Oestreich! Tell ist ein Verräther! — So macht sich Alles, wenn man sich nur zu arrangiren versteht. —

Was der Kaiser uns gewährt,
Wird er fruchtlos stets verschwenden,
Wenn uns die Vernunft nicht lehrt,
Es zum Guten anzuwenden. — Oder anders ausgedrückt:

Der Schwache ist nur an Feigheit reich,
Ein elender Knecht unter Freien;
Wir wollen ein starkes Oesterreich,
Da wird die Freiheit gedeihen.
Frisch auf, wenn es gilt; Franz Joseph ist da,
Er führt uns zum Siege, Hurrah! Hurrah! —

Darum sagt er mit Recht zu Deutschland:

Nimm deine Brüder wie sie sind. Gott Lob!
Sie können ihre Fahne stolz entfalten;
Die letzten Jahre sagen dir es, ob
Sie Männer sind, die warm zusammenhalten.
Nicht wahr, vor Freude hüpfte dir das Herz,
Als unsre Helden bei Custoja schlugen u. s. w.

Was ist das Vaterland? fragt er mit Arndt. — Der Fahneneid!

Er einigt brüderlich den Slaven,
Den Deutschen, Wälschen, den Magyar,
Ihr Heimathland ist das der Braven,
Ihr Glaube ist der Doppelaar;
Sie fragen nicht, woher sie stammen,
Zu Einem schmelzte sie zusammen
Im heil'gen Glühn der Tapferkeit
Der Fahneneid. —

Wir könnten leicht ein zweckmäßiges Pendant aus der Erklärung Wallensteins geben, die Schiller ihm dem Oberst Wrangel gegenüber in den Mund legt. —

Einsam in dieser Reihe politischer Propheten, die nur in den Mußestunden lieben und küssen, steht Herr Schrader. Es sind unbefangene, heitere Gedichte, die eine gesunde Empfindung und ein verständiges Denken verrathen, was in unserer verschrobenen Zeit schon sehr anerkennenswerth ist. Einzelne der kleinen Lieder würden sich zur Composition empfehlen.

Weniger unbefangen und entschiedener gegen den Zeitgeist tritt der alte berühmte Romantiker auf, Joseph v. Eichendorff, indem er die Lieder eines jüngern Freundes einführt. Er kann die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen, der politischen Poesie einige Seitenhiebe zu geben. — Allerdings ist uns diese sehr lästig gefallen, — in einer Zeit,

wo jeder junge Student seinen Einfällen über Politik dadurch die Weihe der Unfehlbarkeit zu geben glaubte, daß er sie in Verse brachte. Seitdem aber diese hohen Ansprüche aufgegeben sind, müssen wir wohl anerkennen, daß die politische Poesie wenigstens ebensoviel Berechtigung hat, als jede andere. Das Lied hat einen doppelten Zweck: entweder spricht es monologisch die Empfindungen und Reflexionen des Dichters aus, die sich an irgend einen Gegenstand knüpfen, oder es ist zum gesellschaftlichen Gesang bestimmt und soll der Stimmung, dem Glauben, der Begeisterung der Menge entsprechen. Für beide Fälle geben die großen Ereignisse der Politik, wenn man sie nur nicht philisterhaft behandelt, einen sehr geeigneten Stoff; denn die Empfindungen, die sie erregen, sind stark und lassen sich plastisch ausdrücken, weil sie sich an sehr concrete Gestalten und Bilder anknüpfen. Der Royalist und der Demokrat, der Serbe und der Magyar werden so ihre Poesie haben, obgleich die Lieder des Einen nicht den Anspruch machen werden, die des Andern zu widerlegen. — Schließt man die Politik aus, so ist namentlich in den kleinen Liedern à la Goethe, Uhland und Heine die Eintönigkeit zuletzt nicht zu ertragen. Die ewigen Vöglein, Waldhörner, Frühlingsstimmen, Glocken, weidende Schafe, Todtenwürmer, die in der Wand picken, die Uhr übertönen, aber gegen den heftigen Schlag des Herzens nicht aufkommen u. s. w., behalten zwar immer ihre Berechtigung, weil das Bedürfniß der Componisten ein unabsehbares ist, und sie werden diesem Zweck um so mehr entsprechen, je singbarer sie sind; aber für die Literatur haben sie keinen Werth. Wie in ihnen die Reminiscenz ihr schelmisches Spiel treibt, ist mir namentlich bei einem kleinen Lied aufgefallen: „Weinende Blumen“ (p. 212), das Rhythmus, Reim, Inhalt und fast die Worte aus einem ähnlichen von Justinus Kerner entlehnt, gewiß, ohne daß sich der Dichter dessen bewußt wurde. Und wenn er gegen den Zeitgeist predigt:

Verklungen ist vor ihren Ohren,
 O Herr, das sehnsuchtsvolle Lied,
 Das zu dem Land, das uns geboren,
 Uns mahnend stets hinüberzieht;
 So taumeln, wie verirrte Kinder,
 Im finstern Walde sie dahin,
 Vor ihren Augen wird es blinder
 Und dunkler stets vor ihrem Sinn u. s. w.

— so ist darin ebensoviel Anflug an Novalis als mitleidsvolle Entrüstung über den herrschenden Unglauben. — Das Formtalent des Dichters ist übrigens höchst anerkennenswerth, namentlich sind die lateinischen Kirchenlieder reizend übersetzt, z. B.:

Zu meiden ist, zu scheiden ist,
 Es fällt der Vorhang nieder,
 Der Würfel sinkt, der Tod mir winkt,
 Das Leben kehrt nicht wieder!
 Ade, mein Thun, mein Hoffen nun!
 So enden Lust und Lieder. —

Parendum est, cedendum est,
 Claudenda vitae scena,
 Est jacta sors, me vocat mors,
 Haec hora est suprema!
 Valete res, valete spes,
 Sic finit cantilena.

Herr Dreves hat schon früher eine Reihe ähnlicher Uebersetzungen „Lieder der Kirche“ bei Hurter in Schaffhausen erscheinen lassen. Es ist viel Poesie in diesem Kirchenlatein, wenn man auch zuweilen durch alberne Wortspiele, wie dieses, beleidigt wird:

Congregavit Deus aquas,
 Sacro spiritu afflatus,
 Et vocavit maria,
 Ego aquas calidarum
 Congregabo lacrymarum
 Et vocabo Mariam;
 O Maria,
 Semper dulcis, semper pia! —

Der „Schuster von Ispahan“ ist gleichfalls mit einer geharnischten Vorrede gegen die Tendenz-Poesie und den Zeitgeist versehen. Der Verfasser, Herr v. Heyden, hat sich schon durch Theaterstücke (Madine — die Modernen — der Liebe Zauber — Album und Wechsel — der Geschäftsführer — der Spiegel des Akbar — Geheimnisse und ihr Ende), durch einen Roman (die Intriganten), durch Novellen und ein ähnliches Gedicht (das Wort der Frau, eine Festgabe), bekannt gemacht. Das vorliegende Gedicht ist die Bearbeitung eines persischen Märchens im Geschmack der Geschichten aus 1001 Nacht in Wielandscher Manier. Der Dichter legt sich in der Vorrede die Frage vor, warum er die gebundene Rede gewählt habe, und antwortet: „weil die Prosa das tägliche Brod des Verfassers ist, und er seiner Neigung, Verse zu machen, gern Raum gibt, wenn er sich einmal ein besonderes Vergnügen bereiten will.“ Subjectiv reicht der Grund wohl aus, dem Publicum wird er schwerlich genügen. — Ich glaube nicht, daß die Wielandsche Form für unsere Zeit mehr genügt, abgesehen davon, daß es nicht leicht ist, ihre Grazie und Liebenswürdigkeit nachzuahmen; wenigstens müssen die selbstgefälligen Excurse, in denen sich der Dichter von seinem Gegenstande trennt, vermieden werden. Der Knittelvers ist sonst für das Märchen wohl geeignet, er verlangt aber dann eine sehr sorgfältige Behandlung der Sprache, die den Schein der Rhythmenlosigkeit poetisch überwindet, und jene Naivetät der Darstellung, die Göthe so glücklich dem alten Hans Sachs abgelernt hat. — In Beziehung auf die Form kann also der Dichter unsern ungetheilten Beifall nicht finden, das Märchen selbst ist aber allerliebste, und mit gutem Humor erzählt; es wäre besser gewesen, die moralischen Anwandlungen, die hin und wieder die leichte Grazie der Märchenwelt unterbrechen, zu vermeiden und Spaß für Spaß zu nehmen. —

Die englische Gedichtsammlung, die ich diesen deutschen Lieder-Versuchen angefügt habe, ist ihres umfassenden Inhalts wegen zu empfehlen. Wir finden darin von jedem der einigermaßen bekannteren Lyriker wenigstens ein Paar Proben, die im Ganzen mit Verstand ausgewählt sind, wenn es sich auch freilich nicht objectiv begründen läßt, warum an Stelle des einen nicht auch ein anderes Gedicht hätte genommen werden können.

Historische Schriften.

Mirabeau. Eine Lebensgeschichte von Franz Pipig, Docenten in Zürich. 2 Bde. 1850. Leipzig, Brockhaus.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Dritte Folge, zweiter Jahrgang. 1850. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der Untergang des Frankfurter Parlaments. Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung. Von Bruno Bauer. 1849. Berlin, Gerhard.

In dem diesjährigen Taschenbuch dürfte der werthvollste Aufsatz sein: Geschichte der deutschen Seemacht von F. W. Barthold, die Fortsetzung der im vorigen Jahrgang abgebrochenen Darstellung. Die Gründlichkeit der Studien, die uns in einen ziemlich vernachlässigten Theil unserer großen Vergangenheit einführen, wird um so werthvoller durch die beständige Perspective in unsere gegenwärtige Lage und die tüchtige patriotische Gesinnung, die sich in dem Ganzen ausspricht. — Der Congreß zu Carlsbad von Ad. Schaumann ist gleichfalls eine Fortsetzung zu der im vorigen Jahrgang enthaltenen Geschichte der Bildung des deutschen Bundes auf dem Wiener Congreß. Wir

wollen dem Fleiß, mit welchem beides gearbeitet ist, um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, da wir von der entgegengesetzten politischen Auffassung ausgehen. Herr Schaumann ist entschieden großdeutsch, und kann eine gewisse Abneigung gegen die preußische Politik, so sehr er sich bestrebt, unparteiisch zu sein, nicht verleugnen. Nach ihm besteht das Reich noch fort, und der Bundestag soll noch etwas Anderes sein, als die concentrirte Gewalt der einzelnen Staaten. Trotzdem ist er entschieden gegen die Beschränkung der Landesverfassungen auf die von Genz dem Repräsentativsystem entgegengesetzte landständische Form. Er scheint dabei aus den Augen gelassen zu haben, daß die Einführung des Repräsentativsystems in einem der größern Staaten, namentlich in Preußen, mit dem Anstreben der vollen Souveränität, mit der Emancipation vom Bundestage Hand in Hand gehen mußte. Denn die getheilte Souveränität, wie sie das System des Bundestags mit sich brachte, ist mit Ständen, deren Bedeutung über das Privatrecht hinausgeht, unvereinbar. Ganz richtig ist es schon vor dem März von großdeutschen Publicisten hervorgehoben worden, daß das Verlangen der preußischen Liberalen nach constitutioneller Concentration des Staats der Idee der Reichseinheit verderblich sein müsse. Es kreuzen sich in dem wesentlichen Interesse Preußens — das mit den höhern Zwecken des deutschen Volks durchaus identisch ist — zwei Momente, die von einer widersprechenden Rechtsansicht ausgehen: das Streben nach der Freiheit des eignen Staats, und die Unmöglichkeit, dieselbe Freiheit den geographisch in sein Gebiet verwickelten Staaten zuzugestehen. Dieser Widerspruch entspringt nicht dem Gelüst dieses oder jenes Staatsmannes, sondern er geht aus der Natur der Sache hervor; wenn man ihn nie aus den Augen verliert, so wird man über das Schwanken der preußischen Politik, so widerlich es in seiner Erscheinung sein mag, ein billigeres Urtheil fällen. — „Zwölf Briefe über die Sitten und das Fürstenleben auf den deutschen Reichstagen“ von Joh. Voigt, ist ein interessantes Genrebild, welches uns über die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts einige merkwürdige Aufschlüsse gibt. — „Drei Portugiesinnen“ (Ines de Castro, Maria und Leonore Telles) von F. v. Raumer ist eine gut erzählte Episode aus der Geschichte des 14. Jahrhunderts. — Die zweite Abtheilung der im vorigen Jahrgang begonnenen Biographie: „Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Nebtiffin von Herford“. Von Guhrauer, enthält in einem bescheidenen Rahmen viel beachtenswerthes Material für die Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Die Fürstin stand nämlich in genauester Beziehung zu den Philosophen und kirchlichen Neuerern der damaligen Zeit, und so hat der Erzähler Gelegenheit, die Verhältnisse der Cartesianischen Philosophie zu den Jansenisten, so wie die Beziehungen der einzelnen mystischen Secten zu einander, namentlich der Quäker zu dem Schwärmer Labadie, der im Kloster Herford vor den Verfolgungen der Rechtgläubigen seine Zuflucht fand, in ein anmuthiges Gewebe zu verflechten. — Mehr Ansprüche macht der letzte Aufsatz von Carrière über Cromwell, aber er gewährt nur geringe Befriedigung. Seitdem Thomas Carlyle (1845) die Briefe und Reden des Protector's herausgegeben hat, steht dem Geschichtschreiber ein reichliches Material zur Würdigung dieses außerordentlichen Mannes zu Gebot. Herr Carrière hat es auch allerdings benutzt, aber ohne alles Urtheil. Daß man zugleich ein Schwärmer und ein Schlaukopf, ein großer Staatsmann und ein determinirter Egoist sein könne, scheint ihm unmöglich; er schließt mit dem Wunsch, daß Deutschland einen Cromwell zu seiner Erlösung gefunden hätte, wobei er vergißt, daß es dann auch die Independenten und eine souveräne Armee von Schwär-

mern hätte in den Kauf nehmen müssen. Cromwell's eigenthümlicher Charakter — der übrigens noch immer von W. Scott in seinem leichtsinnig hingeworfenen Gemälde: Woodstock am besten getroffen ist — ging ganz aus den Bedingungen seiner Zeit hervor; eigentliche Wiederholungen kennt die Geschichte nicht. —

Wie Herr Carrière die Memoiren von Carlyle, so legt Herr Pipig seiner Biographie von Mirabeau die Memoiren von Lucas Montigny zu Grunde, aber mit größerem Erfolg — wobei wir freilich nicht übersehen dürfen, daß die Aufgabe eine leichtere ist. Denn einmal können wir das abenteuerliche, aber in seiner Art immer verständige Leben und Denken des französischen Revolutionärs Schritt für Schritt bis ins kleinste Detail verfolgen; in dem, was uns von ihm vorliegt, ist eigentlich kein irrationelles Moment zu überwinden, während wir den wüsten Jargon, in den Cromwell seine tiefen Gedanken versteckt, erst wegschaffen müssen, um ihn zu verstehen. Sodann ist Mirabeau seinem Wesen nach viel einfacher und verständlicher, ganz wie die Zeit, die ihn hervorbrachte. Das soll übrigens dem Verdienst des Herrn Pipig, diesen bedeutenden Menschen dem größern Publicum explicirt zu haben, keinen Abbruch thun, und ebensowenig soll uns die etwas zu weit getriebene Vorliebe für seinen Helden stören, die bei einem gewissenhaften, liebevollen biographischen Studium kaum zu vermeiden sein dürfte. —

Einen betrübenden Eindruck macht das Werk von Bruno Bauer. Die Art und Weise, wie dieser in Abstractionen verknöcherte dogmatisch-skeptische Philosoph Geschichte schreibt, haben wir schon früher auseinandergesetzt: aber jede neue Anwendung der alten Methode wird immer schwächer. Auch der beste Kopf muß zuletzt den Verstand verlieren, wenn er allen Erscheinungen des Lebens und der Geschichte ohne Unterschied mit gleicher Ironie nachgrinst, aber nicht mit dem heitern Phlegma des Cynikers, sondern mit der beständigen Kränkung eines verkannten Systems. — Wenn er die Revolutionärs tadelt, daß sie sich einbildeten, etwas zu wollen und zu vermögen, während sie eigentlich nichts wollten, nichts wollen konnten, so sollte man erwarten, die Centren, die das einsahen, oder die Reaction, die das benutzte, würden gelobt werden; aber nein, die Einsicht, zu der der Kritiker das Recht hat, ist bei dem Politiker verwerflich. So hat denn diese Darstellung keinen andern Zweck, als in dem beständigen, fruchtlosen Kampf der Impotenz mit der Impotenz nachzuweisen, wie das Zeitalter im Zustand der völligen Fäulniß begriffen ist — eine Darstellung, die nicht nur widerlich, sondern auch im höchsten Grade langweilig ist. Es kommen immer die nämlichen Tiraden zum Vorschein, die nämliche Ironie der Form mit Gänsefüßchen, eine zerstreute, principlose Lectüre, der vollständige Mangel an aller unmittelbaren Anschauung, an allem Sinn für das Charakteristische; die totale Abgestumpftheit für den Eindruck der gegenständlichen Welt, während doch nur die Freude am Objectiven den Historiker berechtigt. Wozu gibt er sich denn die Mühe, diese Misere zu schildern, wenn sie wirklich ganz und blos Misere ist? — Nicht einmal neue Wize und Paradoxien finden sich in dieser zweiten Auflage der „bürgerlichen Revolution“, man kann halb im Schlafe weiter lesen, man weiß doch immer, wie es weiter geht. — Gegen diese fade, farblose Darstellung stehen die dreisten, pikanten Skizzen Walter's, auf den übrigens Bauer's Schriften großen Einfluß gehabt haben müssen, sehr vortheilhaft ab.

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von **C. C. Elbert**.